Nummer 2. XX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Freitag, 2. Januar 1891.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Neujahrs-Kundgebungen.

Friedlich hat das alte Jahr ausgeläutet und Friedensglocken läuten das neue ein. Der Stille des Weihnachtsfestes pflegt am Neujahrstage regelmäßig eine Reihe politischer Kundgebungen zu folgen, die mit Recht als Gradmesser der politischen Temperatur angesehen werden. Soweit uns bis zur Stunde bekannt ist, haben die leitenden Staatsmänner sich überall in durchaus friedlichem Sinne geäußert. Nur der große Staatsmann a. D. in Friedrichsruh konnte den Tag, an welchem er so lange Jahre hindurch im Mittelpunkt des europäischen Interesses gestanden hat, nicht vorübergehen lassen, ohne sich auch unter den veränderten Verhältnissen wieder in Erinnerung zu bringen. In früheren Jahren pflegte wohl der „Reichsanzeiger" ein in überaus gnädigen Ausdrücken abgefaßtes Gratulationsschreiben des Kaisers an den Reichskanzler zu veröffentlichen. Heute liegen die Dinge so, daß man bezweifeln darf, ob Kaiser und Exkanzler sich überhaupt beglückwünscht haben. In den „Hamburger Nachrichten" hat der Fürst folgende nichts weniger als festtägig klingende Erklärung vom Stapel gelassen:

„Wenn befürchtet wird, daß Fürst Bismarck Aussicht habe oder beabsichtige, wieder ans Ruder zu kommen, so möchten wir darauf aufmerksam machen, daß der Fürst in diesem Falle wahrscheinlich den üblichen Weg gehen würde, sich den leitenden Personen freundlich zu nähern, um vor allen Dingen wieder Fühlung mit ihnen zu gewinnen. Es würde dies, wenn der Fürst überhaupt beabsichtigte, in den Staatsdienst zurückzutreten, für einen so gewiegten Diplomaten, wie er ist, ein ziemlich sicherer Weg sein. Wir haben aber bisher nicht gehört, daß der frühere Reichskanzler auf diese Weise seine Rückkehr ins Amt anstrebe. Wir möchten auch bitten, wenn man glaubt, daß der Fürst überhaupt ins Amt zurück wolle, uns die Frage zu beantworten, welche Gründe man hat, um beim Fürsten Bismarck die Neigung zur Rückkehr auf seinen Posten voraussetzen. Diese Neigung könnte doch nur mit dem Hamletschen Wort: „I lack advancement", mit dem Bedürfniß nach Rang, Stand und Einfluß begründet werden. Wir vermögen aber kaum zu glauben, daß man sich von dem Manne, den man mit ganz Europa 40 Jahre lang an der Arbeit gesehen hat, eine so unwürdige Vorstellung macht. Man hat freilich dem ehemaligen Reichskanzler das Wort in den Mund gelegt, „le roi me reverra", aber mit ebenso großem Unrecht wie etwa die Redensart von dem An-die-Wand-drücken der Nationalliberalen oder ähnliche vom Fürsten Bismarck nie gethane Aussprüche. Fürst Bismarck hat — dessen darf man sicher sein — am allerwenigsten in dem Moment, als er Berlin verließ, den Gedanken gehabt, mit dem Kaiser wieder in amtliche Beziehungen zu treten; er hat diesen Gedanken auch im späteren Verlaufe der Dinge nie gehabt. Die gegentheiligen Behauptungen beruhen auf ganz willkürlicher Erfindung.

Man scheint anzunehmen, daß sich Fürst Bismarck im Frühsommer dieses Jahres die Interviewer nach Friedrichsruh bestellt und nachher gefunden hat, daß dies seine Unbequemlichkeiten habe. Wir können versichern, daß der Fürst zu keinem Interview die Initiative ergriffen hat, sondern nur bezüglich Derer, die ein Interview nachsuchten, erwogen hat, ob er den Besuch annehmen sollte oder nicht und daß er in der Regel keinen Grund gesehen hat, ihn abzulehnen, da er das Bedürfniß und das Recht hat, seine politischen Ansichten öffentlich auszusprechen. Eine Aenderung hierin ist nur dadurch eingetreten, daß Varzin weit entlegener ist als Friedrichsruh und kein Berichterstatter den Wunsch geäußert hat, in Varzin empfangen zu werden. Ohne einen solchen Wunsch würde aber auch früher in Friedrichsruh kein Interviewer empfangen worden sein. Ob man nach der Rückkehr des Fürsten dahin nicht erlebt, daß der Fürst in seine alten Sünden zurückfällt, wollen wir nicht präjudiziren."

Wie sich doch die Zeiten geändert haben! Gerade heute Nachmittag ist es ein Jahr her, daß der Reichsanzeiger ein vom Kaiser an Bismarck gerichtetes Handschreiben veröffentlichte, welches mit den Worten schloß: (Sch) „bitte Gott, Er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten."

Auch Koloman Tisza, auf dessen Neujahrsansprachen die Welt stets mit größter Spannung wartete, ist diesmal zum Schweigen verurtheilt. Dagegen hat sein Nachfolger im Amte gestern das Wort ergriffen, und seine Rede hat einen ganz besonderen Vorzug. Die internationale Lage ist in derselben, wenn wir von einer kurzen Erwähnung der Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland und der innigen Beziehungen zu diesem Staate absehen, mit keinem Worte erwähnt. Das scheint uns ein gutes Zeichen zu sein. Man telegraphirt aus Budapest:

Graf Ludwig Tisza begrüßte gestern anläßlich des Jahreswechsels den Ministerpräsidenten Grafen Szapary im Namen der liberalen Partei; er zollte der Thätigkeit Szapary's wärmste Anerkennung, betonte die engen Bande, welche ihn mit der liberalen Partei verknüpften, und sagte die Unterstützung der Partei bei den durchzuführenden Reformen zu. Ferner sprach sich Graf Ludwig Tisza mit Entschiedenheit gegen die Symptome religiöser Unduldsamkeit aus und gab unter wärmster Anerkennung der Verdienste des Grafen Andrassy die Versicherung ab, die liberale Partei werde niemals dessen staatserhaltende Schöpfungen (d. h. zunächst das Bündniß mit Deutschland und die Okkupation Bosniens und der Herzegowina) zerstören lassen. Diese Partei zu erschüttern werde ein eitler Versuch bleiben.

Graf Szapary dankte in seiner Antwort der liberalen Partei für das ihm bewiesene Vertrauen und erklärte, die Regierung halte es für höchst wünschenswerth, daß der den Interessen beider Theile Rechnung tragende Handelsvertrag mit Deutschland zu Stande komme, welcher die Freundschaft und das politische Bündniß, in der Ungarn mit Deutschland lebe und in Zukunft leben wolle, nur inniger gestalten werde. (Lebhafte Zustimmung.) Der gute Wille seitens aller Faktoren sei ein so aufrichtiger, daß volle Hoffnung für einen befriedigenden Abschluß des Vertrages vorhanden sei. Der Vertrag werde als Maßstab für die mit anderen Ländern, besonders den östlichen, zu schließenden Verträge dienen. Obgleich namentlich Serbien und Rumänien in der Rohproduktion gewissermaßen Ungarns Konkurrenten seien, so herrsche doch eine eine derartige Gegenseitigkeit der Interessen mit denselben, daß es nicht auf Ungarn ankommen werde, auch freundschaftliche Handelsbeziehungen mit ihnen zu unterhalten.

Bezüglich der Kirchenpolitik erklärte Szapary, Ungarn sei der religiösen Intoleranz abgeneigt, und er hoffe, daß trotz der Maulwurfsarbeit subalterner Organe der geschichtliche Patriotismus des hohen Klerus, wie früher in viel wichtigeren Fragen, einen Ausweg finden werde, und daß der Friede der Konfessionen auch fortan ungestört bleibe. Die Regierung halte ferner trotz entgegengesetzter Gerüchte an der Verwaltungsreform fest; die demnächst einzubringenden Vorlagen würden auch der öffentlichen Meinung vollkommen zugänglich sein. Die Regierung sei auf einen harten Kampf vorbereitet, hoffe aber mit Unterstützung der Majorität der Nation aus demselben siegreich hervorzugehen.

Der Ministerpräsident konstatirte, daß das Verhältniß der liberalen Partei zu der Regierung ein sehr inniges sei; beide könnten bei den Wahlen nach anderthalb Jahren mit Vertrauen dem Urtheile der Nation entgegensehen.

Die Worte des Grafen Szapary über den deutsch-österreichischen Handelsvertrag werden in Berlin um so angenehmer berühren, als gleichzeitig von gutunterrichteter Seite versichert wird, daß der Stand der Verhandlungen ein sehr günstiger ist. Der ernste Wille und das von beiden Theilen empfundene Bedürfniß, zu einem Abschluß zu gelangen, kann die Zuversicht nur bestärken, daß, wenn nicht ganz unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, auch ein Einverständniß erzielt wird, das voraussichtlich von typischer Bedeutung sein dürfte.

Deutschland habe allerdings — wie eine Berliner Meldung der Wiener „Pol. Korr." des Weiteren betont — außer seinen eigenen Bedürfnissen und den Rücksichten auf den anderen Kontrahenten auch die aus dem Frankfurter Frieden sich ergebenden Erwägungen in Rechnung zu ziehen, die bei der protektionistischen Richtung der französischen Tarifpolitik ihm Zugeständnisse auferlegen, wo keine Gegenleistung, sondern vielmehr Abstaßbeschränkungen zu erwarten sind. Man habe jedoch in Berlin den Eindruck, daß die prohibitive Strömung in der Tarifpolitik überall ihren Höhepunkt erreicht hat, indem dieselbe sogar auch in Rußland Bedenken zu erregen beginne, da die excessive Hochschutzzollfluth in dortigen einflußreichen Kreisen Gegner gefunden hat.

Sehr bedeutsam sind ferner in der Rede des Grafen Szapary die Worte, in denen die Absicht des Abschlusses eines Handelsvertrages mit Rumänien nun auch von ungarischer Seite angekündigt wird. Die Ungarn hatten bekanntlich hierbei am meisten Schwierigkeiten gemacht. Der endliche Abschluß eines Handelsvertrages mit Rumänien ist aber von größter Bedeutung, weil als Aequivalent für die an Deutschland zu machenden Konzessionen der österreichischen Industrie die Möglichkeit geboten werden soll, den rumänischen Markt wieder zu erobern.

Die italienische Regierung hat zum Neujahrsfest eine erfreuliche Nachricht aus ihrer afrikanischen Kolonie erhalten. Der Gouverneur von Adua, der eingeborene Prinz Maschasha, hat in einem Telegramm an den Ministerpräsidenten Crispi die Bitte ausgesprochen, dem Könige und der königlichen Familie seine Huldigung auszudrücken und dieselben zu versichern, daß die Wünsche des Königs Menelik einzig und allein dahin gingen, die Freundschaft zwischen Italien und Aethiopien zu erhalten und zu befestigen.

Aus Paris liegt uns folgende Drahtmeldung vor: Präsident Carnot, umgeben von den Ministern und den Offizieren seiner Suite, empfing die Vorsitzenden des Senats und die Mitglieder des Büreaus, sowie das Präsidium und das Büreau der Deputirtenkammer. Die Mitglieder der Deputirtenkammer waren zahlreich, die Senatoren in geringerer Zahl als am vorigen Neujahrstage vertreten. Carnot besuchte alsdann die Präsidenten des Senats und der Deputirtenkammer. Eine Eskadron Kürassiere bildete sein Geleit. Nachmittags empfing der Präsident das diplomatische Korps, in dessen Namen Nuntius Rotelli als Doyen den Präsidenten beglückwünschte. Derselbe sprach dem Präsidenten die aufrichtigsten Wünsche für sein persönliches Wohlbefinden sowie für das Gedeihen und die Wohlfahrt des französischen Volkes nach Außen und im Innern aus. Präsident Carnot erwiederte, seine Gesinnungen seien nicht minder aufrichtige für die vor ihm so würdig vertretenen Länder; er nehme mit inniger Befriedigung diese Beweise der Sympathie entgegen, welche Frankreich zum guten Theil der Unzweideutigkeit und Mäßigung seiner auswärtigen Politik verdanke. Die Gedanken des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Fortschrittes, welche die Republik pflege, würden nicht verfehlen, diese werthvollen Sympathien noch zu vermehren. Das sei sein innigster Wunsch.

Beim Neujahrsempfang im königlichen Palais zu Brüssel hielt der klerikale Präsident der Kammer eine Ansprache, in welcher er Angesichts der auf Einführung des allgemeinen Wahlrechts gerichteten Bewegung seine Verlegenheit durch einige hohle Phrasen zu beruhigen suchte; er hob hervor, die Kammer werde sich nicht „durch eitele Hirngespinnste" (!) beirren lassen; sie werde sich ihrer Pflicht nicht entziehen, wenn die ihr gestellte Aufgabe sich als besonders schwierig herausstellen würde. Der liberale Bürgermeister Buls gab dagegen der Hoffnung Ausdruck, daß durch den persönlichen Militärdienst bald die Söhne der Bürger wie die der Arbeiter in die Armee geführt werden würden.

---

z „Fin de siècle."

(Erstaufführung im Lessing-Theater.)

Besprochen von

Otto Neumann-Hofer.

„Auf der Höhe des Jahrhunderts" hat der Uebersetzer die Neujahrsrevue genannt, die in dem französischen Original „Paris fin de siècle" heißt. „Auf der Höhe des Jahrhunderts" —! Hier stock' ich schon, wer hilft mir weiter fort? Diese Verdeutschung des neuesten Schlagworts ist in gewissem Belang nicht schlecht — ich wüßte keine bessere — und doch giebt sie ganz und gar nicht wieder, was in „fin de siècle" liegt. Ja, sie verkehrt die innerste Bedeutung des Wortes gerade in ihr Gegentheil. „Auf der Höhe" drückt ein Emporgestiegensein aus, „Fin de siècle" ist ein Hinabgleiten, ein tolles, wirbelndes Hinabgleiten. „Auf der Höhe des Jahrhunderts" ist ein technisches Wort: man denkt an Eisenbahnen, Telephone, mechanische Vorrichtungen, die zugleich als Schlafsoppha und Lesepult dienen, an elektrische Beleuchtung und Fortbewegung, wohl gar an den lenkbaren Luftballon. „Fin de siècle" dagegen ist ein Stimmungswort: es erweckt jene Weltuntergangs-, Götterdämmerungs-, Verfallsstimmung, die überall, wo sie uns in der Literatur entgegentritt, von den alten römischen Satirikern bis zu den literarischen Harlekinen Blum und Toché, nicht weniger reizvoll und pikant als trauer- und ekelerregend auf die Gemüther der Menschen gewirkt zu haben scheint.

Für „fin de siècle" giebt es schlechterdings kein deutsches Wort. Und es giebt deswegen kein deutsches Wort dafür, weil die Sache uns völlig fremd ist. Wenn einige junge Literaten uns glauben machen wollen, auch wir seien ein wenig fin de siècle und schüchterne Anfänge einer fin de siècle-Literatur machen, so ist das ein ziemlich harmloses Vergnügen, das im Lande der geborenen Angempfinder, die wir nun einmal sind, nichts zu bedeuten hat. Aber die Grundstimmung, die im „fin de siècle" waltet, das süße bittere Gift, das in ihm wirkt, — der allgegenwärtige Zweifel — die sind unserer heutigen Generation, und der werdenden noch mehr als der fertigen, unbekannt. Im innersten Winkel unseres Herzens wohnt das gerade entgegengesetzte Gefühl, eine lustige Schaffensfreude, eine stolze Siegeszuversicht, selbst eher noch Hochmuth und Selbstüberschätzung, als Zagen und Zweifel. „Fin de siècle" ist ein drolliges Wort aus jener erfinderischen Boulevardsprache, die eine so merkwürdige, unerschöpfliche Fähigkeit hat, für Erscheinungen und Stimmungen des Tages, drollige und doch sauber geprägte und daher rund und glatt durch die Konversation aller Länder rollende Redewendungen zu schaffen. Man denke an die zahllosen, so höchst charakteristischen Bezeichnungen für gewisse Damen, die im französischen Leben immer eine ziemlich beträchtliche Rolle gespielt haben, von der „Lorette" Murgers und Gavarnis bis zur „horizontale", „momentanée", „renversée", „agenouillée" des heutigen Quartier Marbeuf und der äußeren Boulevards! „Fin de siècle" ist eine neue närrische Einkleidung für den Skeptizismus — nicht den Skeptizismus des Kopfes, der die Wissenschaft geschaffen hat und sie immer noch weiter entwickelt, der die Ueberlieferungen prüft, und sie vernichtet, wenn sie vor der Kritik nicht Stand hatten. Dieser Skeptizismus ist glücklich optimistisch; wenn er die Vergangenheit abthut, so hat er den festen Glauben an die Zukunft und besonders an die Ersprießlichkeit seiner Arbeit. „Fin de siècle" ist der Skeptizismus des Herzens. Er kennt keine Zukunft, er ist heidenmäßig illusionslos, aber er hat eine fast abergläubische Hochachtung vor der unwiderruflich vergangenen Vergangenheit; in der Gegenwart giebt es ihm nur nichtige Größen, und er opfert der nichtigsten: dem tollen Genuß. Er sucht nicht das Unbekannte, wie jener, sein besserer Bruder; sondern er scheut es, aus Angst vor der immer möglichen schmerzlichen Enttäuschung. Er hat Alles, Hohes und Niedriges, auf ein und dasselbe Niveau herniedergedrückt, und findet dort nur Eins, was ihm Freude macht: den lächelnden, in ein hübsches Wort gekleideten Hohn.

Von diesem Gemüthszustande der französischen Gesellschaft — oder, wir sagen wohl richtiger, eines gewissen Theiles der französischen Gesellschaft — giebt die im Lessing-Theater unter dem Titel „Auf der Höhe des Jahrhunderts" aufgeführte Komödie durchaus kein Bild und keine Vorstellung. Sie beabsichtigt auch dergleichen nicht. In jedem Jahrzehnt bietet der Zustand der Gesellschaft einen Komödienstoff dar, der sich förmlich nach einem Molière sehnt. „Fin de siècle" ist gewiß ein solcher Gesellschaftszustand. Aber den Herren Blum und Toché ist ist es gar nicht eingefallen, eine moralisirende soziale Komödie schreiben zu wollen. Viel eher als „Paris fin de siècle", ist Dumas' „Francillon" die typische Komödie des fin de siècle. Und vielleicht der gelungenste Zug der Herren Blum und Toché, die Schilderung der strengen, steifen und ehrsamen Sitten im Hause der Kokotte ist die Ausführung einer in „Francillon" angedeuteten Idee. Die Rose Michon, von der bei Dumas nur so ergötzlich geredet wird, in dieser Neujahrsrevue tritt sie als Judith Fripier leibhaft vor unsere Augen. Aber auch sie soll viel mehr spaßhaft als sittenrichterlich wirken. Von Bitterkeit ist bei den beiden Schwankfabrikanten absolut keine Rede. Das sind alles sehr liebenswürdige, wenn auch ein wenig verkrottelte Leute, die uns die Autoren vorführen. Und ob das wirklich alles echte Typen fin de siècle sind, erscheint auch sehr fraglich. Wenigstens muthet so mancher Zug so allbekannt und vertraut uns an, daß wir gewiß sind, ihnen irgend wo früher, viel früher schon begegnet zu sein. Da ist sehr viel aufgelesen, herübergenommen und nachempfunden. Die Mondaine, die am meisten fin de siècle ist, die Marquise v. Boissy-Godet (wie konnte man diese Rolle von der vortrefflichen, guten, biederen, urdeutsch-gemüthlichen Frau Stägemann spielen lassen!) ist eine neue Auflage der Madame Benoiton und ihre Tochter, das Fräulein von Boissy-Godet (von Fräulein Petri nicht übel gespielt) kennen wir theils aus derselben Familie Benoiton, theils aus der Gebrüder Goncourt „Renée Mauperin" so genau, daß wir an ihr echtes fin de siècletum nicht recht glauben mögen. Die Herren Ernest Blum und Raoul Toché wollten nichts weniger als eine soziale Komödie schreiben; ihr Zweck war, dem „Gymnase", einem Pariser Theater, das sich immer durch eine Fülle sehr schöner und meist auch talentvoller Schauspielerinnen ausgezeichnet hat, einen übermüthigen, tollen Schwank zu liefern und den Schauspielerinnen Gelegenheit zur Entfaltung unsinnig bizarrer und unsinnig theurer Roben zu geben. Jenes erreichten sie durch eine Reihe von Bildern, die lustig und nichts weiter waren und das fin de siècle lediglich als eine zugkräftige aktuelle Maske vorschickten; dieses erreichten sie durch einige Szenen aus dem high life und besonders durch einen Kostümball, der in der großen Welt mit unglaublichen Kostümen spielt, einem Ball „very select", wie er übrigens im vornehmen Paris fin de siècle oft genug vorkommt.

Daß Blum und Toché ihren ersten Zweck, das Publikum lustig zu unterhalten, in Paris erreicht und in Berlin gründlich verfehlt haben, ist kein Wunder; es war eigentlich selbstverständlich. Was ich bewundere, ist der Muth des Direktors, ein Stück, das fast in jedem Worte eine Anspielung auf intime Pariser Verhältnisse hat und gerade in diesen Anspielungen seine Stärke sucht, auf seiner Bühne